



Insel

Hanne Trautwein

»Das Innere wird
durch die äußeren
Umstände
nicht berührt.«

Hermann Lenz

Der Briefwechsel 1937-1946



Hanne Trautwein

Hermann Lenz

»Das Innere wird durch die
äußeren Umstände nicht berührt.«

Der Briefwechsel 1937-1946

Herausgegeben von
Michael Schwidtal

Insel Verlag

Erste Auflage 2018

© Insel Verlag Berlin 2018

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17772-2

INHALT

Briefe 1937-1946	7
Abbildungen	nach 1034
Nachwort	1035
Editorische Bemerkungen	1046
Bibliografie	1049
Danksagung	1057
Personenregister	1059
Bildnachweis	1073

[1]

Stuttgart, 26. Dez. 1937.

Liebes Fräulein Trautwein,

ich bin erst donnerstags von München weggefahren. Mein Zug war mit Skifahrern vollgestopft, im Gang mußte man über Koffer und Skistöcke hinwegklettern und ich fand mir noch in einem Nichtraucher-Abteil ein enges Plätzchen zwischen zwei geschminkten Damen; die haben mir nicht sehr gefallen. Ich bin deshalb bald wieder auf den Gang hinausgegangen, habe mich zum Speisewagen durchgedrückt und dort Kaffee getrunken. Ich wollte dort in der »Corona«¹ lesen, die ich mir vor meiner Abfahrt gekauft hatte, aber weil so viele Leute um mich herumsaßen und es auch zu laut war, ging es nicht.

Sie haben währenddem vielleicht in einem Manuskript von mir gelesen oder im Seminar² gesessen, in einer Bücherburg an Ihrem Platz am Fenster, und wie Herr Kühnemann³ Zeichnungen angestarrt. – Ist das eine Beleidigung? – Aber, ich denke mir, daß Sie die Feiertage arbeitsam im Seminar verbringen, während ich in meinem Zimmer herumgehe, eine Zigarette rauche, ein Buch aus meinem Regal ziehe und mich damit an's Fenster stelle; oder ich sitze am Schreibtisch und träume vor mich hin.

Ich denke dann in der Vergangenheit herum. Eine junge Dame fällt mir ein, sie hat hellgraue, dunkel umschattete Augen, schwarzes Haar und einen weichen Mund: ein Profil, von dem ich immer denke, daß es so etwa der Tonio Kröger⁴ besessen haben mag. Die junge Dame trägt einen schwarz-weißgestreiften Mantel, einen dunkelblauen Hut und geht die Leopoldstraße hinter dem Siegestor hinauf, dort, wo die hohen Pappeln stehen; ein junger Mann darf auch noch nebenher mitlaufen, doch wird von ihm jetzt nicht gesprochen. Er ist auch bloß ein junger Dichter und die Dame hält ihn in geziemender Entfernung.⁵

Es ist ein klarer Wintertag Mitte Dezember, der Schnee schmilzt auf dem Trottoir und spiegelt wie Perlmutter den hellblauen Himmel wider, die zarten Schatten der entlaubten Pappeln sind über den Weg gelegt. Die beiden jungen Leute plaudern lustig, ja, es scheint, als könne

ihr der junge Mann mit seiner Art, die Dinge mit wehmütiger Ironie zu betrachten, eine kleine Freude machen. Oder nicht? Aber ja, die Dame hört soweit ganz gern zu.

Dann gehen sie in die Buchhandlung Lehmkuhl,⁶ wo sich die Dame die Gedichte ihres schüchternen Begleiters geben läßt, denn der junge Dichter ist bereits gedruckt.⁷ Es entspannt sich dann ein edler Wettstreit über die fünfzig Pfennig, die das Heftchen kostet, der Dichter sagt: »Ach was, Sie sollen doch für mich kein Geld ausgeben!« Doch die junge Dame stampft energisch mit dem Absatz auf, zieht einen roten Geldbeutel aus der Mappe, reißt ihn auf (denn er hat Reißverschluß) und zahlt.

Dann verlassen sie die Buchhandlung.

Draußen sagt der unscheinbare junge Mann: »Nein, das passiert doch selten, daß man den Dichter gleich mitbringt, wenn man ein Buch kauft« und die junge Dame nickt; sie hält es für gar nichts Besonders, findet es im Gegenteil ganz in der Ordnung, nimmt es überlegen hin ... Nun ja, sie ist halt auch die große Dame und ihr Begleiter ein bescheidener junger Mann.

Er darf sie dann noch bis nach Haus begleiten, bis an den Anfang der Mannheimerstraße;⁸ dort zieht er seinen Hut und sagt Adieu ... Und so ist es am nächsten Tag und auch am übernächsten, es bildet sich da sozusagen eine Tradition heraus. Der Bub darf beinah jeden Tag die Dame heimbegleiten.

Er lädt sie dann sogar einmal zu sich zum Kaffee ein.

Da sitzen sie in seiner altmodischen Stube, die Dame blättert lässig in den Manuskripten, die der junge Dichter aus seinem Schreibtisch geholt hat, und findet seine Arbeit so im Ganzen recht anständig; darüber ist er sehr erfreut. Dann plaudert sie vom Arbeitsdienst und erzählt, wie sie Mist aufgeladen hat; man stelle sich vor: ihre zarten Finger haben den Griff einer Mistgabel umspannt, der bescheidene Dichter neben ihr auf dem Sopha kann es eigentlich kaum glauben ...⁹

So träume ich hier in meiner Stuttgarter Stube.¹⁰ Vielleicht kennen Sie die zwei Personen, denen ich hier am Schreibtisch manchmal zuschaue, an einem kalten grauen Nachmittag, wenn es draußen regnet. Es ist gemütlich warm im Zimmer, Hofmannsthal schaut von der Wand auf mich herunter und unterm Schreiben oder Lesen sehe ich durch das

Atelierfenster auf dem Bild von Jakob Alt die sanften Hügel um Wien vor mir liegen.¹¹ Es ist schon hübsch, ich fühle mich hier wohl, aber wenn ich mit Ihnen zwischendurch ein wenig plaudern könnte, würde mir alles noch mehr gefallen. Wir würden dann in meinen Büchern herumwühlen. Sie finden immer wieder etwas, was Sie noch mehr interessierte und so ginge dann der Nachmittag vorbei. Abends müßten wir natürlich in's Theater; oder wir würden bei der Lampe um den Schreibtisch sitzen, Sie dürften in meinem bequemen Schreibtischstuhl Platz nehmen und ich würde Ihnen gegenüber sitzen.

Statt dessen vergleichen Sie eifrig Lippmann Nummer so und so viel mit Winkler Nummer so und so viel.¹² Ich sehe Sie genau vor mir, wie Sie mit gerunzelten Brauen im Institut sitzen, alles ist mäuschenstill, nur das Geräusch des tickenden Uhrzeigers, welcher vorwärtsrückt, ist ab und zu zu hören; oder Herr Dozent Doktor Keller¹³ rasselt mit dem Schlüsselbund hinter der Tür zum Assistentenzimmer und geht mit geschäftigen wichtigen Schritten durch das Seminar, den Kopf im Nacken vorgebeugt, so gleichsam schnüffelnd ... Denn mir kommt's immer vor, als habe Dozent Doktor Keller immer etwas zu beriechen.

Nein, ich will nicht boshaft sein und Ihnen die große Verehrung schmälern, die Sie für Herrn Dozent Keller hegen; er ist im Grunde doch ein lieber Mann und, mit Herrn Kühnemann verglichen, eine fast mondäne Erscheinung. Hab ich nicht recht? Ich sehe, wie Sie mir mit Ihren Augen zublinzeln – und mir Recht geben müssen. Und dabei denke ich, daß es künftig einfach nicht mehr vorzukommen hat, daß diese Augen Bindehautentzündung kriegen und von einer scheußlichen blauen Brille verdeckt werden.

Diese Augen dürfen auch von jetzt ab nie mehr Traurigkeit verraten. Ich möchte einmal eine lustige Novelle schreiben, die Sie für alle Zeiten fröhlich macht, aber ich weiß nicht, ob mir das gelingen wird. Jedenfalls freue ich mich auf das nächste Gespräch mit Ihnen, wir werden dazu wieder einmal auf meiner Stube Kaffee trinken müssen; ich setze mich dann in den abgeschabten Lehnstuhl und Sie nehmen auf der Couch Platz.

Damit höre ich jetzt auf zu schwätzen. Es hat ja lang genug gedauert, mein Geschwätz ist Ihnen bereits nach der ersten Seite auf die Nerven

gefallen und ich kann Ihnen jetzt nur noch rasch ein gutes neues Jahr wünschen: mögen Sie endlich die Villa am Gardasee bekommen, von der wir immer träumen! – Nicht wahr, Sie stellen mich dann als Portier in Ihrem großen Hause an, ich mache dann für jeden Anlaß ein entsprechendes Gedicht, bin nebenher Haus- und Hofdichter, der das Hochzeitscarmen usw. macht! –

Mit herzlichen Grüßen

Ihr ergebener

Hermann Lenz.

Für die Bücher werde ich natürlich horrende Preise verlangen! Ich habe zwei für Sie aufreiben können (Schnitzler, Casanovas Heimfahrt und Traum und Schicksal für 2 M 50). Die andern kommen aus meinem Besitz. Ich weiß auch, daß ich eine große Schuld auf mich lade, indem ich Sie so mit jüdischem Literatengeist verseuche, aber Sie wollten es ja nicht anders! Lesen Sie also nur »Casanovas Heimfahrt«, diese mit elektrisch zuckender Spannung geladene Novelle, die mit der Müdigkeit des Alternden getränkt ist. Und dann müssen Sie in dem Band »Dämmerseelen« die Erzählung »Das Neue Lied« lesen! Man spürt darin die ganze Traurigkeit eines späten Frühlingsabends mit seinem bezaubernden Duft von violetter Flieder und Jasmin, mit seinen Drehorgelliedern in alten Höfen und dem weichen milden Hauch des Abendwindes, der über die Dächer weht. Und dann natürlich »Spiel im Morgengrauen« mit seiner matten, gleichsam staubgetränkten Atmosphäre, welche immer wieder fasciniert.¹⁴

Am schönsten aber ist für mich »Unordnung und frühes Leid« von Thomas Mann; sie steht in dem alten Heft der »Neuen Rundschau«, das ich auch noch in das Paket lege.¹⁵ Jetzt sage ich aber noch nichts darüber, sondern freue mich nur auf die Stunde, wo Sie mir davon erzählen.

Ich grüß' Sie also nochmals herzlich

als Ihr HLenz.

1 Die literarische Zweimonatsschrift »Corona« erschien von 1930 bis Anfang 1944, zunächst im Verlag der Bremer Presse, dann (zeitweise gleichzeitig) im Münchener Oldenbourg und Züricher Corona Verlag, Hermann Lenz (HL)

und Johanna, genannt Hanne, Trautwein (HT) waren vor allem an den dort veröffentlichten Texten von Hugo von Hofmannsthal und dessen Umkreis interessiert. Im Verlauf des Krieges wurde es schwieriger, ein Exemplar der raren Zeitschrift und somit Nachricht aus einer »anderen Welt« zu erhalten (Briefe 245 und 282).

- 2 HL und HT lernten sich im Kunsthistorischen Institut der Universität München kennen und kamen über Hofmannsthal und Wien ins Gespräch. HL war gewarnt worden, Kontakt mit der »Halbjüdin« oder »Falschreligiösen«, aufzunehmen, die von 1935 an in ihrer Heimatstadt studierte. HL hatte im Wintersemester 1937/38 von Heidelberg nach München gewechselt, weil sein Doktorvater, Professor August Grisebach (Brief 79, Anm. 5), bei dem er über Illustrationen zu Goethes Werken hatte arbeiten wollen, wegen seiner jüdischen Ehefrau Hanna entlassen worden war. Im Münchener Seminar regierte anders als in Heidelberg nicht der Ungeist des Nationalsozialismus, obwohl Ordinarius Hans Jantzen (Brief 3, Anm. 5) demonstrativ einen Hakenkreuzwimpel an seinem Wagen angebracht hatte. Siehe HL' autobiografischen Roman »Neue Zeit« S. 9 und 14 f.
- 3 Eberhard Kühnemann war ein Kommilitone, er wurde 1948 in Köln mit einer Arbeit über Anselm Feuerbach promoviert.
- 4 HT gab ihrem Vater Thomas Mann: Tonio Kröger, Berlin: S. Fischer 1923 zu lesen. Das in der Bibliothek von Hermann und Hanne Lenz erhaltene Buch hat den Besitzereintrag »H. Trautwein 21.VI.38.« Einträge dieser Art werden in der Folge bei allen in der Bibliothek erhaltenen Büchern mitgeteilt.
- 5 Der Briefwechsel zwischen Hermann Lenz und Hanne Trautwein, seit 1946 verheiratete Lenz, zeigt Elemente literarischer Stilisierung als Beginn eines autobiografischen Schreibens, das in HL' neunbändigen Zyklus »Vergangene Gegenwart« mündete. In dessen drittem Teil, dem Roman »Neue Zeit«, der parallel zum Briefwechsel in den Jahren 1937 bis 1946 spielt, mit dem Kennenlernen in München beginnt und mit der Rückkehr aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft endet, erscheinen HL und HT unter den Heteronymen Eugen Rapp und Hanni Treutlein. Wie der Briefwechsel mit seinen genauen Übereinstimmungen nun zeigt, hat dieser Roman trotz aller poetischen Verdichtung und vorsichtigen Verschleierung von Identitäten durchaus den Charakter eines historischen Zeugnisses.
- 6 Die Buchhandlung Lehmkuhl in der Leopoldstraße 45 war für Hanne Trautwein und Hermann Lenz »so etwas wie eine ›Zuflucht‹ in den düsteren Jahren vor Beginn des Krieges« (Hanne Lenz an Eugen Schumacher, Sohn des damaligen Inhabers, 5. Oktober 2003, Durchschrift Hermann-Lenz-Stiftung München = HLS).
- 7 HL hatte 1936 im Hamburger Verlag Ellermann »Gedichte« publiziert. HT gab er Ausschnitte aus der im November 1938 in der »Neuen Rundschau« veröffentlichten Erzählung »Das stille Haus« zu lesen.
- 8 HT wohnte in Schwabing in der Mannheimer Straße 5 (Abb. 35) bei ihren Eltern. Ihr Vater Kurt Trautwein (1881-1958) (Abb. 14), als Sohn von Leonhard

Trautwein und Anna Krus in Schleißheim geboren, wuchs am Ammersee auf, besuchte das humanistische Maximiliansgymnasium in München und legte 1905 das Examen als Diplom-Bauingenieur an der Technischen Hochschule dort ab. Als Abteilungsvorstand des Deutschen Museums nahm er 1912 an einer Studienkommission für Stadthygiene in den USA teil. Er heiratete die Malerin Marie Edith Cohen (Abb. 16, 36), die er in der Künstlerkolonie Dachau kennengelernt haben dürfte. Im Ersten Weltkrieg leistete Kurt Trautwein seinen Militärdienst am Museum in München ab. Danach wurde er als Mikrobiologe an der Universität Würzburg promoviert und 1924 als Professor an die Hochschule Weihenstephan in Freising berufen (Brief 211, Anm. 1), die 1933 der Technischen Hochschule München angegliedert wurde. Weil Professor Trautwein »kurz nach dem Reichstagsbrand in seinem Arbeitszimmer« äußerte, »daß die Nationalsozialisten die Brandstifter seien« (Bayer. Staatsministerium für Unterricht und Kultus an das Deutsche Museum, 28. März 1935), wurde er am 28. Februar 1934 »auf Grund des § 6 des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« in den einstweiligen, am 22. März in den dauernden Ruhestand versetzt (Rektor der Technischen Hochschule München, AZ II 1847, 2642, Kopien HLS). Ihm wurde jedes öffentliche Auftreten verboten. 1946 wurde Trautwein rehabilitiert und an die Technische Hochschule München zurückberufen. – HTs jüdische Mutter Marie Edith Trautwein (1870-1942), geboren in Didsbury, Lancaster, war eine Tochter des Kaufmanns Gustav Gabriel Cohen (1831-1906) aus Hamburg, der als Baumwollhändler in Südafrika und Manchester zu Wohlstand gelangte, 1878 nach Hamburg zurückkehrte, dort an der Börse tätig war, historische und philosophische Arbeiten verfasste sowie philanthropisch wirkte. Er veröffentlichte 1891 eine Schrift über »Die Judenfrage und die Zukunft«, weil er meinte, wie es bei HL heißt, »daß die Juden jetzt nur in einer vorübergehend windstillen Zeit leben dürften« (Neue Zeit, S. 27). Cohen war mit Theodor Herzl befreundet und nahm 1897 am 1. Zionisten-Kongress in Basel teil (»Familienerinnerung« von Hanne Lenz in Cohen: Das Ideal des eigenen Staates, S. 159-167 passim). HTs Großmutter war Hanne Dehn (1843-1918), deren Vater aus Holland stammte und deren Mutter Hanne Melchior einer Familie von Großkaufleuten aus Kopenhagen angehörte (Brief 18, Anm. 1; Neue Zeit, S. 26f.). – Marie Cohen, das dritte von fünf Kindern des Ehepaares, war Malerin. Sie stellte 1900 das Gemälde »Mädchenkopf« in der Zweiten Kunstausstellung der Berliner Secession aus (Katalog, Berlin: Cassirer, S. 19), arbeitete in Berlin mit Hermann Struck zusammen und hielt sich von 1905 an in der Künstlerkolonie Dachau auf. 1906 nahm sie an Ausstellungen in Hamburg (Die Kunst, Bd. 13, München: Bruckmann, S. 117) und München teil (Katalog der Frühjahrs-Ausstellung der Münchner Secession, München: Verlag des Vereins bildender Künstler München »Secession« 1906, S. 12), 1907 kehrte sie vorerst nach Hamburg zurück. In einem anonym publizierten, möglicherweise von der Schriftstellerin Thekla Skorra verfassten Porträt, dem acht Reproduktionen beigelegt sind, heißt es über ihre Bilder, dass sie »sämtlich in der Auffassung sowohl wie in der Ausführung einen gemeinsamen Zug aufwei-

sen]: eine gedämpfte Schwermut, eine verhaltene Melancholie, voll tiefer Innerlichkeit. Ein weiches, zartes Helldunkel umschwebt alle diese Bilder, aus denen die Gestalten wie traumverflossen auftauchen« (Marie Cohen, in: Ost und West 1905, Heft 3, Spalte 181-190, hier 182f.). Hrsg. dankt Beate Grentzenberg für den Hinweis auf die Karriere Marie Cohens, die sie nach ihrer Eheschließung aufgab. Marie Cohens Bildnis ihrer Tochter Abb. 15. – Marie Cohen starb am 25. Februar 1942 (Brief 256), kurz nachdem sie von der Deportation ihrer Schwester Ada Rée und ihrer Nichte Olga Rée von Berlin nach Riga erfahren hatte (Brief 239, Anm. 2).

- 9 HT hatte ihr Studium unterbrechen und wie alle jungen Frauen Arbeitsdienst ableisten müssen.
- 10 HL verbrachte Weihnachten in seinem Elternhaus in Stuttgart in der Birkenwaldstraße 203 (Abb. 6). Sein Vater, Studienrat Hermann Friedrich Lenz (1883-1965) (Abb. 5, 18), geboren in Dürrmenz an der Ems, war ein Sohn von Gottlieb Lenz (1852-1936) und Marie Ernst (1858-1936), die in Illingen ein Weißzeuggeschäft und die Poststation betrieben. Hermann Lenz sen. studierte an der Kunsthochschule Stuttgart und wurde Zeichenlehrer am Gymnasium in Künzelsau. Er heiratete 1911 Elise Krumm (1886-1972) aus Gablenberg bei Stuttgart. 1913 wurde Hermann, 1914 Margarete Lenz geboren (Brief 17, Anm. 2). Der Vater leistete im Ersten Weltkrieg Wehrdienst, wurde mehrfach verwundet und hatte zum Schluss den Rang eines Hauptmanns inne. 1923 erhielt er eine Stelle an der Prag-Bürgerschule in Stuttgart, die Familie Lenz baute ein Haus beim Weißenhof (BSB Ana 583 C. VII. 2.1 und 2.5). Gemälde und Zeichnungen von Hermann Lenz sen. stellen besonders Künzelsau und die Hohenloher Landschaft dar (Besitz HLS). – HL' Mutter Elise Lenz (1886-1972) (Abb. 5, 37) war eine Tochter des Feinmechanikers Julius Krumm (1848-1910), der erst nach Amerika auswanderte, dann 1875 in Stuttgart königlich-württembergischer Bataillons-Büchsenmacher wurde und schließlich, als er den Beruf aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr ausüben konnte (C. VII. 1), die Wirtschaft »Zum goldenen Hasen« in Gablenberg erwarb (Bilder aus meinem Album, S. 8). Der Großvater Krumm und seine Tochter, die hier Irene heißt, spielen in HL' erstem autobiografischen Roman, »Verlassene Zimmer«, die Hauptrolle. Die Großmutter Elise Krumm (1862-1925) war eine Tochter des Metzgermeisters Gottlieb Laub (1825-1870) aus Gablenberg, der »1848 bei den »Freischärlern« war und »einige Zeit auf dem Asperg als Gefangener« verbrachte (Bilder aus meinem Album, S. 7), und von dessen Ehefrau Elisabeth, geborene Schanbacher (1820-1900). – HL' Mutter erhielt eine umfassende schulische und musikalische Ausbildung, 1905 bis 1906 besuchte sie das internationale Pensionat Monney in Avenches im Schweizer Kanton Vaud (Waadt). Nach der Heirat war sie Hausfrau. – HL zog nach der Rückkehr aus der amerikanischen Gefangenschaft im Februar 1946 wieder in sein Stuttgarter Elternhaus. HT übersiedelte nach der Heirat im Juni 1946 ebenfalls dorthin.
- 11 Unter anderem mit der Fotografie Hugo von Hofmannsthal und der Reproduktion eines Aquarells des deutsch-österreichischen Landschaftsmalers Jakob

- Alt (1789-1872) schuf sich HL in den Stuttgarter und Münchener Dachzimmern eine ihm gemäße Arbeitsatmosphäre. Im »Tagebuch vom Überleben und Leben«, dem vierten autobiografischen Roman, sieht Eugen Rapp das »Bild von Jakob Alt ›Blick nach Dornbach bei Wien‹ von 1836« über seinem Schreibtisch wieder, als er aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft nach Stuttgart zurückkehrt (S. 15).
- 12 Friedrich Lippmann und Friedrich Winkler gaben zwischen 1883 und 1929 die »Zeichnungen von Albrecht Dürer in Nachbildungen« heraus. HT bereitete sich auf die Dürer-Seminare vor, die Prof. Jantzen (Brief 3, Anm. 5) 1937 und 1938 abhielt.
- 13 Harald Keller (1903-1989) (Abb. 30) war in München mit einer Arbeit über Barockarchitektur promoviert worden und von 1930 bis 1935 Assistent an der Bibliotheca Hertziana in Rom. 1935 folgte er Hans Jantzen, bei dem er in Frankfurt am Main über Giovanni Pisano habilitiert wurde, nach München und wirkte dort zunächst als Assistent und von 1937 an als Dozent. Da er als politisch unzuverlässig galt (Staatsarchiv München, Spruchkammer, Keller K 854), konnte Jantzen erst am 17. Juli 1944 seine Ernennung zum außerplanmäßigen Professor durchsetzen (Universitätsarchiv München, Personalakte Keller E II 1961, Blatt 162). Keller wurde schon am 26. August 1939, also kurz vor Kriegsbeginn, zur Wehrmacht einberufen. Von November 1941 bis Februar 1942 übertrug man ihm die Aufgabe, die Kunstschätze der Zarenschlösser in der Nähe von Leningrad zu sichern (Brief 204, Anm. 3). Danach wurde er Ordonnanzoffizier beim Stab der 212. Infanterie-Division. Er traf HL im Mai 1942 in Russland wieder (Brief 265, Anm. 1) und versuchte, seinem ehemaligen Studenten zu helfen, der aber zunächst nicht auf das Angebot einging, Schreiber beim Divisionsstab zu werden (Neue Zeit, S. 173, 179f.). So konnte Keller ihn erst im Juli 1943 von der Front abziehen, indem er ihm eine Stelle als Buchhändler beim Stab verschaffte (Brief 355, Neue Zeit, S. 264). Dadurch bewahrte er ihn, im Wissen um die unmittelbar bevorstehende Zuspitzung der Lage an der Ostfront (Neue Zeit, S. 286), vor dem Schlimmsten (Brief 358). HL erkannte erst allmählich, dass Keller »ein Freundschaftsfanatiker« war (Willibald Sauerländer, früherer Direktor des Zentralinstituts für Kunstgeschichte, München, im Gespräch mit dem Herausgeber) und ganz und gar »rechten Geistes« (Brief 374). Im Roman »Neue Zeit« lässt er ihn als Doktor Weller auftreten, bei dem man als Student »fast die Angst« vor der Wissenschaft »verliert« (S. 51). Er wird mit dem Diktum zitiert, das HL' eigene Sicht der Zeitgeschichte bestätigt: »Anno neunzehnhundertdreißig ist die Tür hinterm neunzehnten Jahrhundert zugeschlagen worden« (S. 42). Sein hilfreiches Verhalten im Krieg fasst der Protagonist Eugen Rapp in dem Satz zusammen: »Der Leutnant Harald Weller war sein guter Engel, und der wußte schon, was für ihn richtig war« (S. 285). Und im »Tagebuch vom Überleben und Leben« heißt es, dass Weller »ihm im Kriege das Leben gerettet hatte, weil er dafür gesorgt hatte, daß er, kurz vor einer russischen Offensive, zum Divisionsstab versetzt worden war« (S. 64).
- 14 Arthur Schnitzler: Casanovas Heimfahrt. Novelle, Berlin: S. Fischer 1919, mit

- Vermerk von HT »15.1.38.«; Traum und Schicksal. Sieben Novellen, Berlin: S. Fischer 1931, Vermerk von HT »15.1.38.«; Dämmerseelen. Novellen, Berlin: S. Fischer 1907.
- 15 Thomas Mann: Unordnung und frühes Leid. Novelle, in: Neue Rundschau, Juni 1925, S. 578-611, »Hermann Lenz 16. März 1935.«

[2]

München, den 31. XII. 37.

Lieber Herr Lenz!

Da die Universität heute Nachmittag geschlossen ist und ich demnach verhindert bin, Lippmann No soundsoviel mit Winkler Nummer so zu vergleichen, kann ich mich mit einem kunsthistorisch einwandfreien Gewissen hinsetzen und meine ganz bescheidene, sehr prosaische und stilistisch nur an Lippmann und Flechsig geschulte Antwort auf Ihre Novelle schreiben.¹ Ich werde den Brief gleich wegtragen, wenn ich fortgehe um den Wein und die Zitronen für den Silvesterpunsch zu kaufen und so wird er Sie vielleicht noch morgen erreichen und Ihnen nicht allzu verspätet ein gutes Neues Jahr wünschen.

Mir geht es jetzt verhältnismässig gut. An besagtem Mittwoch, an dem Sie also nicht fuhren, hat es mich nämlich endgültig auf die Nase geworfen. Mein Katarrh hatte die Freundlichkeit sich in die Stirnhöhle zurückzuziehen, allwo er ganz fürchterlich tobte und mir scheussliche Kopfschmerzen machte. Natürlich musste ich mich zu Bett legen und konnte die ganzen Feiertage nicht aus dem Hause gehen. Da ich auch nicht lesen konnte, war die Angelegenheit ziemlich trostlos. Doch hat sich der Schnupfen dann allmählich, auf freundliches Zureden des Arztes und die mannigfaltigsten Medizinen und Bestrahlungen hin, eines besseren besonnen und ist abgezogen.

Nun verbringe ich also meine Tage im Seminar. Leider muss ich Ihre Illusionen etwas zerstören. Ich sitze nicht hinter einem Bücherberg an meinem Platz am Fenster, sondern bin mit einem noch grösseren Bücherberg auf den Platz von Fr. Beutinger² – einer wunderbaren dort stehenden Tischlampe zuliebe – umgezogen. Auch knarren nicht Herrn Dozenten Dr. Kellers gelbe Schuhe in der heiligen Stille (er ist nämlich

nicht hier), sondern nur die quietschenden Skistiefel von Herrn von Zech, und zuweilen wird das hastige, ungeheuer arbeitsame Blättern von Herrn Bellmann vernehmbar.³

Meine Abende sind meistens durch das Lesen Ihrer Manuscripte ausgefüllt und so werde ich, wie ich glaube, wohl keine Zeit in diesen Ferien haben, mich der verwerflichen, zersetzenden Lektüre zu widmen, mit der Sie mich durch Ihr Riesenpaket versorgt haben. Ich danke Ihnen vielmals dafür.

Was ich ausser Hermann Lenz »Gesammelten Werken« z. Zt. lese, ist nur Eugen Gottlob Winkler,⁴ den ich zu Weihnachten bekommen habe. Ich finde ihn noch viel besser, als ich es früher tat. Wir müssen einmal darüber reden. Dann habe ich mir natürlich auch die »Corona« gekauft. Ich habe mich schwer geärgert, als ich in Ihrem Brief las, dass Sie sie auch schon haben, denn ich hatte mir gedacht, diesmal sei ich in dem edlen Wettstreit voraus und hätte sie eher entdeckt. Der Briefband von Hofmannsthal⁵ ist inzwischen, allen Ihren Prophezeiungen zum Trotz eingetroffen und gleichzeitig ein sehr verlockender Prospekt von Bermann-Fischer. Es sind eine Masse von Bildern vielversprechender junger Autoren drinnen, nur musste ich leider Ihre Photographie noch vermissen. Zum neuen Jahr wünsche ich Ihnen deshalb vor allem, dass das beim nächsten Weihnachtsprospekt nicht mehr passiert, ja sogar, dass Bermann-Fischer Ihnen 100 000 Mark Vorschuss auf einen grossen geplanten Roman gibt, und Sie sich daher ebenfalls eine Villa am Gardasee kaufen können. Sie werden dann vielleicht ab und zu sich von Ihrem ungeheuer eleganten Chauffeur im weissen Mantel bei meiner Villa vorfahren lassen und mir mit vornehm näselnder Stimme ein paar Abschnitte aus Ihrem neuen Werke vorlesen. Aber vielleicht ist Ihnen dann auch eine Villa am Gardasee zu schlecht und Sie kaufen sich lieber einen sehr alten, sehr verstaubten Palazzo in Venedig, unmittelbar neben dem, in dem d'Annunzio und die Duse gelebt haben, verlassen Ihr Haus nur in Mondscheinnächten und fahren in einen weiten schwarzen Mantel gehüllt durch die einsamen Kanäle. Noch mehr Schönes kann ich Ihnen wirklich nicht mehr wünschen.

Herzliche Grüsse
Ihre Hanne Trautwein.

- 1 HT arbeitete mit dem Standardwerk von Wilhelm Flehsig: Albrecht Dürer. Sein Leben und seine künstlerische Entwicklung, 2 Bände, Berlin: Grote 1928-1931. 1946 veröffentlichte sie unter Pseudonym einen Sammelband mit Novellen im Ulmer Aegis Verlag (Cornelia Dehn: Nachtkarussell). Aber sie wollte nicht mit HL konkurrieren (Brief 430). Dem Freund und Verleger Michael Krüger sagte sie: »Der Hermann ist begabter gewesen.« Sie wusste, dass er – anders als sie selbst – auf das Schreiben existenziell angewiesen war.
- 2 Stina Beutinger, geboren 1909, seit 1944 verheiratete Kobell (Brief 507), war eine Tochter des Architekten und Heilbronner Oberbürgermeisters Emil Beutinger, der 1933 von den Nationalsozialisten des Amtes enthoben, 1945 durch die amerikanische Militärregierung wieder eingesetzt wurde. Sie musste ihr Studium wegen der gegen ihren Vater erhobenen Anklagen unterbrechen, 1939 konnte Hans Jantzen (Brief 3, Anm. 5) sie dann doch noch mit einer Arbeit über den heiligen Veit promovieren. Im Roman »Neue Zeit« ist Stina eine gute Freundin Hannis, die deren Freund Eugen ihre Pistole zur Verfügung stellt (S. 19ff.), als er von einem eifersüchtigen Nebenbuhler bedroht wird (Brief 19, Anm. 6). Dann hilft sie Hanni entscheidend (S. 211f.), indem sie ihr im Februar 1942 eine Anstellung im Auktionshaus Weinmüller (Brief 251, Anm. 1) vermittelt, was sie lange davor bewahrte, als »Halb-Jüdin« von der Gestapo zur Zwangsarbeit herangezogen zu werden. Nach dem Krieg war Stina Kobell als Museumskuratorin tätig (siehe auch: Tagebuch vom Überleben und Leben, S. 144f.).
- 3 Friedrich von Zech war ein Kommilitone. Bellmann nicht zu ermitteln.
- 4 Eugen Gottlob Winkler: Gestalten und Probleme, Leipzig-Markkleeberg 1937, Vermerk HT »28.XII.37.«. Der Band sammelt die Aufsätze zur Literatur des 1936 im Alter von nur vierundzwanzig Jahren verstorbenen Schriftstellers.
- 5 Hugo von Hofmannsthal: Briefe 1900-1909, Wien: Bermann Fischer Verlag 1937, HT: »Dez. 1937«.

[3]

Stuttgart, 15. April 38.

Liebe Hanne,

gestern haben mich die Leute im Schnellzug bestimmt für einen wundersamen Kauz gehalten. Ich bin nämlich beinahe die ganze Zeit in meiner Ecke im Abteil gesessen, hab wahrscheinlich düster dreingeschaut, grantig und wüst. Im Thomas Mann (»Leiden und Größe«)¹ habe ich geblättert, draußen flog die grau verhängte ebene Landschaft vorbei; und beinahe war es wie der Anfang von einem Roman aus dem zaristischen Rußland, wo ein Agent im schwarzen Hemd, verbraucht, verlebt,

von Opium und gefährlichen Mädchen ausgesogen, mit zitternder knochiger Hand an seinem Anzug prüft und prüft, ob die geheimen Dokumente noch in seiner Tasche sind; seine Augen funkeln grau und aufgeregt hinter der scharfen Brille. Doch dann wird er ruhig, lehnt sich einen Augenblick müde zurück und schließt die Augen ...

Nun, so gefährlich war es nicht, denn es fuhr bloß Hermann Lenz nach Stuttgart. Ich habe immerzu gedacht, wie Du jetzt wohl beim Chef im Kolleg sitzt, wie die Leut im Seminar sich wundern, weil Du so allein herumläufst oder mit einem andern Herrn als dem Hermann Lenz. Tust Du's wirklich? Verlustierst Du Dich im »Arkadia« oder im »Regina« oder in der »Bohème-Diele«?² Dort taucht dann vielleicht einmal aus dem Rauch und Sektdunst des Lokals, mitten im matten und erschlaffenden Genäsel eines Saxophons das Bild eines sehr simplen Jungen vor Dir auf, den Du vor langen Jahren mal gekannt hast; Dir fällt dann gerade noch ein, daß er zuweilen selbstgestrickte Strümpf' getragen hat ...

Halt, eine derart grobe Ironie ist nicht sehr nett? Ich mach' aber doch auch bloß Spaß und möcht' gern wissen wie Dir's geht. Hast heute ordentlich gegessen, bist nicht so herumgehetzt im Haus, die Trepp hinunter und hinauf, dann gleich wieder hinunter und fort auf die Trambahn und so wild wie möglich in das öde Institut gestürzt? Hast auch den Keller gefragt, ob Du nicht Dein Referat an jemand anderen abgeben könntest?³ – Ach ich weiß, Du hast's ja nicht getan. Du quälst Dich lieber ab, findest keine Zeit mehr zum Mohnweckerl und Wacholderschinken-Essen, sondern wirst selber zum Andachtsbild. Aber ganz bestimmt nicht zu einem, das sich dem Beschauer zuwendet, sondern im Gegenteil: den Rücken mußt Du mir zuwenden, weil Du nicht gestört sein willst in Deiner gelehrten Konzentration.

Ja, so wird es werden. Ich werd' nichts von Dir haben, auch die Schreibereien und die Photos, die ich Dir mitbringe, wirst Du nicht anschauen, vor lauter »Andachtsbild«. Im Schreibtisch aber hab ich manches Blatt gefunden, das Dir noch unbekannt ist, in meinem Tagebuch vom Jahre 1929 habe ich geblättert und Sehnsucht empfunden nach der harmonischen Lebensstimmung jener Zeit. Ich weiß, auch damals habe ich mir eine solche Atmosphäre mit Mühe geschaffen, aber trotzdem ging es leichter als es heute manchmal geht; eigentlich ist's wie

die Stimmung über einer herbstlichen Landschaft wenn ich daran denke.

Samstag, 16. April.

So weit kam ich gestern mit dem Brief. Dann bin ich aufgestanden vom Schreibtisch und ein wenig in die Stadt geschlendert. Eine Zigarette rauchend, hab ich mir den blauen Himmel angeschaut, die zarten Wolken und das junge Grün. Die Leut hab ich gar nicht betrachtet, sondern nur die weißblühenden Apfelbäume unter unserem südlich-warmen Himmel, den Ausblick auf die matten blauen Berge über die die Wolkenshatten streiften. Und unten in der Stadt war es schön still, auf dem alten Schloßplatz standen viele Autos wie verschlafen, und gurrende Tauben trippelten dazwischen über's Pflaster. Im Rosengarten hinterm Schloß bin ich gewesen, dort, wo früher der König spazieren ging; heut gehen manchmal Herren in braunen Uniformen über den gerechten Kies. Aber das ist doch im Verhältnis zu München seltener der Fall, hier merkt man eigentlich fast nichts von der modernen Zeit, und man kann herumlaufen und sich denken: Du lebst jetzt um 1900. Bis man dann zufällig in den Schloßhof tritt und vor einer riesigen roten Festtribüne steht mit Gold und Tannengrün und einem mächtigen Spruchband: »Ein Volk Ein Reich Ein Führer!«⁴

Aber man kann ja darüber wegsehen in den blauen Himmel. Du solltest schon einmal für ein paar Tage hiersein, ich würde Dir dann diese nette Stadt hier zeigen, die gewiß nichts Besonderes ist, die ich aber gernhabe. Du würdest bei uns wohnen, wenn Dir's in unserem einfachen Haus gefällt; nach dem Essen würden wir in meinen Büchern blättern, während der warme Duft des Gartens in die Stube weht.

Nein, ich darf nicht denken wie es werden würde, sonst komme ich mir hier zu allein vor. Weißt Du noch, wie Du am Dienstag nach der Chef-Übung gesagt hast: »Ach, das ist doch aber nett, wie er (der Chef, Prof. Jantzen⁵ nämlich) alles geordnet hat in seinem Kopf, net wahr?« Das hat mir dann den Chef, das Institut, die Kunstgeschichte wieder erträglich gemacht, obwohl ich doch am gernsten oft von allem davonlaufen würde. Ich dank Dir schön, daß Du mir alles so schön machst. Daß Du mit mir auf den Bahnhof gegangen bist, dafür möchte ich mich auch nochmals bedanken; ich sehe Dich ja immer vor mir stehen mit Deinem traurigen Augen und dem Taschentuch, mit dem Du ja